

(Nachdruck verboten.)

Drei Tode.

Erzählung von Leo Tolstoi.

„Ach und was für ein Schmutz!“ antwortete Mascha und beide liefen zum Tore zurück.

„Ich muß wohl schrecklich aussehen, dachte die Kranke. — Nur so schnell als möglich ins Ausland, dort werde ich bald wieder gesund werden.“

„Nun, wie geht es Dir, meine Liebe?“ sagte der Gatte, indem er an die Kutsche herantrat, noch mit einem Bissen im Munde.

„Immer ein und dieselbe Frage,“ dachte die Kranke, „und ist dabei.“

So so, murmelte sie durch die Zähne.

„Weißt Du, meine Liebe, ich fürchte, die Reise wird Dir schaden bei diesem Wetter. Eduard Swanowitz meint es auch. Sollen wir nicht umkehren?“

Sie war ärgerlich und schwieg.

Das Wetter wird besser werden, der Weg wird vielleicht glatter sein, und auch Dir kann besser werden, dann könnten wir alle zusammen fahren.

„Verzeihe. Hätte ich Dir nur früher nicht gefolgt, ich wäre jetzt in Berlin und wäre ganz gesund.“

„Was soll man tun, mein Engel? Es war unmöglich, Du weißt es ja; aber jetzt, wo Du einen Monat hier bleiben wolltest, würde Dir bedeutend besser werden, ich würde meine Geschäfte erledigen, wir könnten die Kinder mitnehmen . . .“

Die Kinder sind gesund und ich nicht.

„Aber bedenke doch, meine Liebe, bei diesem Wetter! Wenn Dir unterwegs schlimmer würde . . . so ist man wenigstens zu Hause.“

„Und wenn schon zu Hause? . . . sterben zu Hause?“ antwortete die Kranke erregt. Aber das Wort „sterben“ hatte sie offenbar erschreckt, sie sah ihren Gatten flehend und fragend an. Er senkte die Augen und schwieg. Der Mund der Kranken suchte plötzlich wie bei einem Krampfe, und Tränen stürzten aus ihren Augen. Der Gatte bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche und entfernte sich schweigend von der Kutsche.

„Nein, ich will fahren,“ sagte die Kranke; sie richtete die Augen gen Himmel, faltete die Hände und flüsterte unzusammenhängende Worte. — Mein Gott, wofür das? sagte sie, und ihre Tränen strömten immer reichlicher. Sie betete lange und inbrünstig, aber in ihrer Brust war ein schmerzliches, beklommenes Gefühl; auch der Himmel, auch Felder und Wege waren so grau und düster und derselbe herbittliche Nebel lag ohne Dächer, ohne Lichter zu werden auf dem Schmutz der Stroßen, auf den Dächern, auf der Kutsche, auf den Schafpelzen der Kutscher, die unter fröhlichem, lautem Geplauder die Räder schmierten und die Pferde schirrten.

II.

Die Kutsche war angespannt, aber der Kutscher fehlte. Er war in die Kutscherstube gegangen. In der Stube war es schwül, dumpfig, dunkel und drückend; es roch nach Menschen, nach frisch gebadenem Brot, nach Kohl und Schafellen. Mehrere Kutscher waren im Zimmer, die Köchin machte sich am Ofen zu schaffen, oben auf dem Ofen lag in einen Schafpelz gehüllt ein Kranker.

„Onkel Chfjodor! he Onkel Chfjodor,“ sagte ein junger Bursche, ein Kutscher, der im Schafpelz, die Peitsche am Gürtel, ins Zimmer trat und sich dem Kranken zuwendete.

„Was willst Du von Fjodor, Du Strolch?“ rief einer der Kutscher. Dort in der Kutsche wartet man auf Dich.“

„Ich will ihn um die Stiefel bitten, meine sind schlecht geworden,“ antwortete der Bursche, warf dabei sein Haar zurück und steckte seine Handschuhe in den Gürtel. „Schläfst er etwa?“ „Se, Onkel Chfjodor!“ rief er, näher an den Ofen herantretend.

„Was denn?“ ließ sich eine schwache Stimme vernehmen, und ein rotes, mageres Gesicht beugte sich über den Ofenrand. Eine breite, hagere, bleiche, mit Haaren bedeckte Hand zog den Rock über die eiserne Schulter, die in ein schmutziges Hemd gehüllt war. — „Gib mir zu trinken, Bruder. Was willst Du?“

Der Bursche reichte ihm den Wasserkrug hin.

„Sieh mal an, Fesja,“ sagte er stoßend — „sieh mal an, gelt, Du brauchst doch jetzt die neuen Stiefel nicht, gib sie mir — Du wirst ja nicht drin gehen.“

Der Kranke sank mit dem müden Kopf auf den glänzenden Krug, tauchte den dünnen, herabhängenden Schnurrbart in das dunkle Wasser und trank schwach und gierig. Sein wirrer Bart war unsauber. Die hohlen, trüben Augen konnten sich nur mit Mühe zu dem Gesicht des Burschen erheben. Als er genug getrunken hatte, wusch er die Hand erheben, um die feuchten Lippen zu trocknen, aber er konnte nicht und trocknete sie an dem Ärmel des Rockes. Er sprach kein Wort, atmete schwer durch die Nase, sah dem Burschen fest in die Augen und nahm alle seine Kräfte zusammen.

„Hast Du sie vielleicht schon jemand versprochen?“ sagte der Bursche, dann ist es umsonst. Die Hauptsache ist, es ist draußen naß und ich muß fahren. Da dachte ich mir, willst den Fesja um die Stiefel bitten, gelt, er braucht sie ja nicht. Wenn Du sie vielleicht selbst brauchst, sag's nur . . .“

In der Brust des Kranken begann es zu glücken und zu röcheln; er beugte sich vornüber und erstickte fast an einem hohlen Husten tief im Hals.

„Gib, wie, selbst brauchen?“ sagte die Köchin gellend durchs ganze Zimmer. Schon den zweiten Monat kommt er nicht vom Ofen herunter. Sieh doch, wie er sich quält, es tut einem selbst förmlich weh, wenn man's nur mit anhört. Wie sollte der Stiefel brauchen. In neuen Stiefeln werden sie ihn nicht begraben . . . und Zeit war's längst, Gott verzeih mir die Sünde. Sieh, wie er sich quält! Wenn man ihn wenigstens in eine andere Stube brächte oder sonst wohin. Da heißt es, in der Stadt sind Krankenhäuser. Geht denn das — er nimmt die ganze Ecke ein, na, und fertig! Nicht rühren kann man sich, und da verlanat man noch Reinlichkeit! Fesja, Serjoga! Mach, daß Du auf den Bod kommst, die Herrschaft wartet, rief der Postmeister durch die Thür.

Serjoga wollte schon gehen, ohne die Antwort abzuwarten, aber der Kranke gab ihm während des Hustens mit den Augen zu verstehen, daß er antworten wollte.

„Nimm Dir die Stiefel, Serjoga,“ sagte er, nachdem er den Husten unterdrückt und ein wenig geruht hatte; aber höre, einen Stein kaufst Du mir, wenn ich sterbe, fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

„Danke schön, Onkel, ich nehme sie also, und den Stein, ja bei Gott, den Stein kauf' ich Dir.“

„Nicht wahr, Kinder, Ihr habt's gehört?“ konnte der Kranke noch sagen, dann legte er sich wieder zurück und begann wieder zu husten.

„Gewiß haben wir's gehört,“ sagte einer von den Kutschern. — „Geh, Serjoga, auf Deinen Bod, da kommt schon wieder der Postmeister gelaufen. Die gnädige Frau von Schirkin ist doch krank.“

Serjoga zog schleunigst seine abgerissenen, unverhältnismäßig großen Stiefel ab und schlenderte sie unter die Bank. Die neuen Stiefel von Onkel Fjodor paßten ihm vortrefflich. Serjoga betrachtete sie von allen Seiten, dann ams er zur Kutsche.

„Gib prächtiae Stiefel! Gib her, ich will sie schmieren,“ sagte einer der Kutscher, der einen Leerpinsel in der Hand hielt, gerade als Serjoga auf den Bod gekrochen war und die Bügel ergreifen wollte. — „Hat er sie umsonst gegeben?“

„Bist Du etwa neidisch,“ antwortete Serjoga, indem er sich erhob, um die Schöße seines Rockes über die Beine zu werfen. — „Laß nur! nun los, meine Freundchen, sähre er den Pferden zu, fuhr mit der Peitsche durch die Luft, und die Kutsche und die Kalesche mit ihren Anlassen, Koffern und Kisten rollten schnell über die feuchte Landstraße dahin und verschwanden in dem grauen Herbstnebel.“

Der franke Kutscher war in der dumpfen Stube auf dem Ofen gekleben. Er hustete nicht, drehte sich erschöpft auf die andere Seite und ward stille.

In der Stube gingen bis zum Abend Leute ein und aus und aßen und tranken. Den Kranken hörte man nicht mehr. Bevor es Nacht wurde, froh die Köchin auf den Ofen und warf ihm einen Schafpelz über die Füße.

„Sei nicht böse auf mich, Kastaßja,“ murmelte der Kranke; ich werde Dir bald den Winkel räumen.“

Gut, gut, tut nichts, Nastasja. Wo tut's Dir weh, sag' doch, Onkel.

Hier drin, alles abgezehrt. Gott weiß, was. Und tut Dir die Kehle weh, wenn Du hustest? Ueberall tut es weh. Mein Tod ist gekommen, ach, ach, ach! höhnte der Kranke.

Deck Dir nur die Beine zu; so, siehst Du, sagte Nastasja, indem sie den Rock über ihn deckte und vom Ofen herunterstieg.

Während der Nacht beleuchtete ein schwaches Nachtlicht die Stube. Nastasja und an die zehn Kutischer schliefen laut schnarchend auf der Diele und auf den Bänken. Nur der Kranke röchelte schwach, hustete und drehte sich auf dem Ofen von einer Seite auf die andere. Am Morgen ward er ganz still.

Merkwürdig, was ich heute Nacht geträumt habe, sagte die Köchin, als sie am anderen Morgen in der Dämmerung sich aus dem Schlafe reckte. Ich sah, Onkel Chfiodor kriecht vom Ofen herunter und geht hinaus, um Holz zu hauen. Hör', Nastasja, sagt er, ich will dir helfen, und ich sage ihm, was, du willst Holz hauen? Da nimmt er euch die Art und beginnt zu hauen, so schnell, daß die Späne fliegen. Was, sage ich, du bist ja doch krank gewesen? Nein, sagt er, ich bin gesund. Und wie er ausholt, wird mir ganz angst. Ich streife auf . . . und ich bin wach. — Ist er vielleicht gestorben? . . . Onkel Chfiodor! He, Onkel Chfiodor gab keine Antwort.

Ist er gestorben? Muß doch mal sehen, einer der Kutischer, der jetzt erwachte.

Die bleiche, von rötlichen Haaren bedeckte Hand, die vom Ofen herabhing, war kalt und bleich.

Das muß man dem Posthalter sagen. Er scheint tot zu sein, sagte der Kutischer.

Verwandte hatte Chfiodor nicht, er war von weit her gekommen. Am folgenden Tage bearub man ihn auf dem neuen Kirchhofe hinter dem Wäldchen, und Nastasja erzählte noch viele Tage allen den Traum, den sie gehabt hatte, und daß sie die Erste war, welche Onkel Chfiodor gesehen hatte.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Brüder im Herrn.

Von Hans Narud.

Es war Pferdemarkt in dem kleinen Städtchen.

Oben im Thal kam ein großer breitschulteriger Mann mit einem gefurchten, ernsten Gesicht die Straße langsam heruntergefahren. Er sah in einem mit einer Mähre gespannten Karren auf einem Saal Heu. Es ruhte das unendliche, hoffnungslose Einerlei der Langeweile über der ganzen Fahrt: der Weg lag traurig lang und flach und öde vor ihm; alle mühten schon zum Markt gekommen sein, und noch niemand war auf dem Heimweg und fuhr als vornehmer Herr nach Hause.

Die Mähre vor dem Wagen bekam hin und wieder einen Schlag, machte dann zwei oder drei Sprünge, mähtigte aber ebenso sicher allmählich wieder ihren Schritt, bis ein neuer Schlag sie weckte. Und der Mann auf dem Heu wurde auf und nieder, vor und zurückgeworfen, so daß ihm der Kopf auf den Schultern hin und her wackelte. Die Mähre rutschte von einem Ohr zum andern, machte dann eine Fahrt hinter in den Rachen, wenn die Mähre den Schlag bekam, und arbeitete sich darauf sicher und allmählich wieder nach der Stirn vor, wenn der süße Schlaf sich des Pferdes bemächtigte.

Es war zum Verzweifeln, wie lang und flach der Weg sich hingog und wie wenig man mit jedem mühsamen Schritt vorwärts kam.

Ob die Mähre etwas dachte, war nicht leicht zu sagen, auch nicht ob der Mann es tat. Aber hinterher, mit dem Halfterstrick am Ring in dem Hinterbrett des Karrens festgebunden, schlingerte einer der so aus, als ob er wüßte, was er wollte. Es war ein kleines, rundes, fettes, wohlgebautes Tier, mit Hängemähre und langem Stirnhaar, kurzen Ohren wie ein Schaf, und eigensinnigen, selbstzufriedenen Augen. Es schlenderte hinterher, bis nach dem Gras am Wegrand, legte die Ohren zurück und schlenderte nach der anderen Seite des Weges, wenn der Karren anzog, und das alles tat es so sauertröpfisch und unlustig, daß es über seine eigenen Beine stolperte, die es nicht heben mochte. Es war augenscheinlich nicht der Meinung, daß es Eile hätte, und blieb stehen und zog am Halfterstrick, so daß es seinem Kameraden vor dem Wagen die Arbeit nicht gerade erleichterte und die Fahrt in keiner Weise beschleunigte.

Aber trotzdem, in der Biegung am Wassertrog erreichten sie doch einen anderen Anzug, der sich offenbar ein wenig ausgerübt hatte. Es war ein rotgestrichener Karren mit Gepäd und Bagage, und das Pferd vorn hatte so gleichgültige Manieren und ein solches Sichergeben in alles, daß man gleich sah, es war eine Zigeunermähre. Und an den Augen des kleinen Mannes, der eben dabei

war neu aufzusäumen, war es nicht schwer zu sehen, daß er ein Zigeuner war; sie waren so schlau und fuhren so eilig herum, taten aber, als ob sie vorbeisähen, wenn sie etwas richtig beobachteten. Der hinterste Wagen kam etwas plötzlich über ihn. Im Augenblick als er ihn gewahr wurde, stieß er vorsichtig einige große, weiße Splitter beiseite, die gerade vom Wassertrog abgehoben worden waren, und fuhr mit dem Absatz über die Stelle, wo sie gefallen hatten, hin. Gleichzeitig musterte er die Kommenden mit einem schnellen Blick. Es kam ihm deutlich so vor, als ob der Mann im Karren die Stelle gesehen hätte, und auch als hätte er einen lauernden Zug um die Augen gehabt, wie er nach dem Pferd herüberblickte, aber es konnte wohl doch nicht gut möglich sein, denn auf einmal sah er wieder so dumm und gleichgültig aus.

Guten Tag, willst Du auch die Pferde tränken?

Die Sprache war schnell und scharf, aber es war nicht leicht zu hören, welche Mundart es war; sie erinnerte etwas an alle. Ja, das will ich.

Das kam langsam und feierlich, beinahe geziert, und der Mund kniff sich wieder vornehm zusammen, als ob er etwas sehr Wichtiges gesagt hätte.

Dann will ich Dir aus dem Wege fahren, und der Zigeuner nahm die Zügel mit beiden Händen, zog erst an dem einen, dann an dem andern, schnalzte dann, so daß das ganze Gesicht in Bewegung kam, bis das Pferd endlich begriff, daß es sich wirklich von der Stelle bewegen sollte. Es hatte sich offenbar schon längst abgewöhnt, aufs erste und zweite Mal zu gehorchen. Dann warf er die Zügel gleichgültig über den Rand des Karrens; er hatte augenscheinlich keine Angst, daß das Pferd fortließ; es war ja daran gewöhnt, bei jedem Hof, an jedem Gatter, oft mitten auf dem Weg zu halten, und eine Zigeunermähre hat keinen Ort, nach dem sie sich hinsetzt, sie weiß, Strippen- und Futterabfälle schmecken ungefähr überall gleich.

Der Zigeuner kam wieder zurück; es war etwas, wofür er sich interessierte, ob es nun das Pferd oder der Mann war. Er steckte die Hände tief in die Hosentaschen, setzte den einen Fuß vor und spuckte in einem fort schräg aus dem einen Mundwinkel, während er schweigend dastand und blinzelte und beobachtete.

Der große Mann trankte erst den Gaul vor dem Wagen und hatte viel Mühe damit, den Baum wieder anzulegen, löste dann das hintere Pferd und führte es an einem langen Halfter vor, aber so ungeschickt und unbeholfen, daß es in die Zügel geriet und gedreht und gewendet und gezerrt werden mußte, ehe es zum Wasser kam; aber dann wiederum fuhr er ihm mit einem so pferdehändlerartigen, handwerksmäßigen Griff in die Mähre, indem er zu der Zigeunermähre hinüberschielte, besam sich jedoch gleich wieder, ließ die Mähre los und ließ den Blick gleichgültig weitergleiten.

Jetzt konnte der Zigeuner sich nicht mehr halten:

Wie alt ist es denn?

Wie, geht ins fünfte.

Der Zigeuner ging hin, öffnete ihm das Maul und sah nach.

Der Große fragte dann:

Du verstehst wohl etwas von Pferden? Willst Du mir ehlich sagen, ob es fehlerlos ist und auch sonst einigermaßen was taugt.

Oh, Du weißt wohl, was es wert ist, Du, dem es gehört, und dann willst Du es doch wohl verkaufen, da kann es eins sein, ob es so ist oder so.

Nein, ich verstehe mich gar nicht darauf, und ich wollte es so gern wissen, da ich niemanden betrügen will ich will es nämlich gegen ein anderes umtauschen — und er schielte wieder nach der Zigeunermähre hinüber.

Im — n, — die Augen des Zigeuners waren wieder schlau und zweifelnd — warum willst Du es umtauschen?

Ja, ich fahre ziemlich viel herum, und ich kann, wie Du wohl schon gesehen hast, Pferde nicht behandeln, und dann ist es für mich etwas zu lebhaft; Leute, die es verstehen sollten, sagen, es würde sehr gut werden, wenn es in die Hände jemandes käme, der es behandeln könnte — der Zigeuner tat unwillkürlich einen Griff in den Halfter — aber es könnte ja sein, daß es das eine oder das andere auszuweisen gäbe, etwas, was ich nicht verstehe, und ich will niemanden betrügen.

Er sprach das Wort betrügen so feierlich aus, als ob es ein Eid wäre.

Wenn Du nun aber selbst betrogen wärdest? — er drehte das Pferd um und stellte mit dem einen Auge einen Vergleich zwischen ihm und seinem eigenen an, während das andere treuherzig auf das Gesicht des großen Mannes gebettet blieb.

Das steht in Gottes Hand. Ist es sein Wille, so habe ich nichts dagegen einzuwenden.

Ach! sol' war er so einer?

Mit dem Zigeuner ging eine vollständige Umwandlung vor; es sah gar nicht aus, als ob er sein Gesicht in die und die Falten legte oder die und die Miene annahm; als ob die Worte eine Zauberformel enthalten hätten, kamen die einzelnen Züge natürlich und ohne Anstrengung; der Mund kniff sich zusammen zu einem Streifen und senkte sich ein wenig in den Mundwinkel, die Augen machten eine halbe Wendung nach oben und blieben da liegen, als ob sie nie anders gelegen hätten, der Kopf neigte sich stark nach der einen Seite, die Hände krochen vorsichtig aus den Hosentaschen und fanden sich irgendwo auf dem Bauch zusammen. Als sie sie gefunden hatten, tat er seinen Mund auf:

Ja, wer immer sagen könnte: Gottes Wille geschehe! Aber nie hätte ich erwartet, einem Bruder im Herrn hier auf dem Pfade

der Gottlosen zu begegnen. Selu! Item! Diese beiden feierlichen Fremdworte waren wohl Reminiszenzen aus Johann Arndts Postille.

Die Wege des Herrn sind mannigfaltig, sagte der Große, einige führen dorthin, andere dahin; er, der uns zusammengeführt hat, wird eine Abstat dabei gehabt haben!

Ja, sagte der Zigeuner, er weiß, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; er will sicherlich, daß wir beieinander sein sollen und einander gegen alle Gottlosigkeit des Markts beistehen, einander ermahnen und helfen sollen. Kyrie eleison!

Damit war die Brüderchaft geschlossen. Als sie eine Zeitlang fromme Gespräche geführt hatten, beschloffen sie, zusammen zu fahren, und so zogen sie in Gemeinschaft den langen, flachen Weg herunter.

Wenn der Zigeuner sich auf dem Karren umdrehte, um zu sehen, ob sein Bruder im Herrn gemerkt hätte, daß sein Pferd ein wenig auf dem linken Hinterbein hinkte, wenn es schnell lief — es zog nämlich das eine Bein etwas nach, das war nicht zu leugnen, wenn man auch nicht gerade behaupten konnte, es wäre spaltahm — so sah er den großen Kopf vor und zurück nicken, er nahm es für einen wohlwollenden Brudergruß, lächelte und nickte wieder.

Sie erreichten denn auch endlich die Stadt, kehrten in derselben Bauernwirtschaft bei Kaufmann Gjestvang ein und belamen Pferdehände nebeneinander.

Der Große hatte gutes Heu mit, der Zigeuner hatte nichts, und sein Bruder bot ihm von seinem an. Aber er dankte. Er wäre so scharf gefahren, daß er dem Pferd am liebsten Hafer geben wollte, aber da mußte er erst gehen und weiden kaufen, und darum band er den leeren Haferfad seiner Zigeunermähre über das Maul, „da sie sonst im offenen Stand nicht ruhig stände“.

Es war ja nicht gerade nötig, aller Welt hier auf dem Markt zu zeigen, daß es ein Krippenbeiner war.

Im Laufe des Abends waren beide eifrig damit beschäftigt, nach den Pferden zu sehen, aber ob es Zufall war, oder ob sie auf einander aufpaßten, nie gelang es einem allein zu gehen. Als der Zigeuner bei einer solchen Gelegenheit nach einem raschen Geschäft an der Wand wieder zurückkam, trat der große Mann aus seinem Stand, aber dabei war wohl nichts Besonderes, denn er sagte ganz natürlich:

Ich bin aber ein Pferdekenner, da erkenne ich nicht einmal mein eigenes Pferd, sondern gehe in den Stand zu Deinem!

Sie waren beide sehr demütig und gottesfürchtig und blickten mit heiligem Grauen auf all die Gottlosigkeit, die unter den andern in der Bauernwirtschaft herrschte, die bis in die Nacht schluchten, lärmten und auf gute Geschäfte tranen. Es sah aus, als ob sie darauf warteten, wer von ihnen zuerst „belammen“ würde.

Endlich fing der Große an; er suchte sich eine Ecke, holte „des Pilgrims Harze“ hervor und saß und bewegte den Kopf hin und her, indem er leise vor sich himmelmelte; aber es kaum kein Laut; er wollte kein Aufsehen erregen; er war jetzt in seinem Stämmlein; aber die Augen schossen oft am Buche vorbei, streiften seinen Bruder und endigten am Tisch, wo drei Bauern und ein Städter saßen und Karten spielten. Dann fand auch der Zigeuner, daß er anfangen mußte, er zog sich in den nächsten Winkel zurück, holte etwas aus der Tasche, was einem alten Notizbuch gleich und murmelte leise vor sich hin, während er ab und zu durch die Nase atmete, so daß es klang, als ob er bewegt wäre. Dann gingen sie in brüderlicher Eintracht zu Bett.

Früh, am nächsten Morgen, war der Zigeuner schon auf, und als der andere gleich nachkam, war der Zigeuner dabei, seinem Pferd die Vorderbeine zu befähigen; im Augenblick aber, wo er ihn erklidte, machte er sich mit dem Halfter zu schaffen und rief:

Sollte man es für möglich halten, es war wirklich gut, daß ich kam. Dein Gaul war mit dem Fuß in den Halfter geraten. Du hast den Halfter zu lang gemacht.

Er hat sich doch wohl keinen Schaden getan? Nein, es war nicht gefährlich, ich kam gleich dazu, sonst — Danke, Bruder, daß Du so wachsam bist!

Er gab dem Pferd Heu und merkte, daß die Zigeunermähre noch mit dem leeren Haferfad dastand. Dann gingen sie herein und verrichteten ihr Morgengebet, aßen dann zusammen aus dem Ruchfad des großen Mannes und falteten die Hände lange nach dem Essen — sehr lange, es sah aus, als ob keiner sie zuerst auseinandernehmen wollte. Als sie endlich fertig waren, sagte der Zigeuner:

Ja, dann müssen wir wohl in Gottes Namen auf den Markt gehen und Geschäfte machen.

Bruder, sagte der andere, erleichtere mir mein Gewissen, sag, ob kein geheimer Fehler an meinem Pferd ist.

Um — nein, ein geheimer nicht — es hat etwas hohe Schultern — er sah den andern prüfend an, ob er sich weiter wagen dürfte — und dann hat es Anläge zu Ueberbeinen — das war gar nicht wahr, doch da der andere keine Einwendungen machte . . . — und dann ist es krummbeinig und schleppt das rechte Hinterbein nach; aber das sind Dinge, die jeder Pferdehändler gleich sieht; Du brauchst also keine Angst zu haben, jemanden zu betrügen.

Ja, Bruder, wenn ich denn keine unsinnigen Forderungen stelle, so werde ich also in Gottes Namen keine Sünde auf mich laden; jetzt müssen wir fort.

Sie gingen in den Hof hinunter, und er zog das Pferd heraus. Der Zigeuner stand und sah ihm zu und vergaß sich zu weit, daß er aus dem einen Mundwinkel spuckte. (Schluß folgt.)

Der Plan der neuen Nordpolar-Expedition von Amundsen.

Daß Kapitän Roald Amundsen, der kühne Bezwinger des nordwestlichen Durchfahrs und Wiederentdecker des magnetischen Nordpols, eine neue Reise ins Polargebiet plant, daß er sich zu diesem Zweck des berühmten Ransenschen Polarfahrts „Fram“ zu bedienen beabsichtigt, ist in Kürze schon bekannt geworden. Man konnte angesichts der großen Erfolge von Amundsens erster Reise erwarten, daß es sich auch bei dem neuen Plan um etwas Besonderes handeln würde, aber die Auseinandersetzung, die Amundsen selbst in dem demnächst erscheinenden Heft der „Internationalen Revue der gesamten Hydrobiologie und Hydrographie“ über sein Programm gibt, bereitet durch seinen Reichtum und durch seine Wissenschaftlichkeit doch eine Ueberraschung. Amundsen erweist sich dadurch als ein echter Landsmann und Jünger Ransens, obgleich sein Eindringen in wissenschaftliche Fragen bei ihm insofern sogar noch höher zu bewerten ist, als er nach seinem Beruf nicht zu den studierten Leuten zählt. Da Amundsen nun außerdem bewiesen hat, daß er der größten Energie in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, wie sie das Polarmeer bietet, fähig ist, so kann er darauf rechnen, daß die ganze Welt mit der größten Spannung seiner nördlichen Expedition entgegen sieht, die auch hinsichtlich der Dauer und ihrer Gefahren ein würdiges Gegenstück zu der Ransenschen Polarfahrt in Aussicht stellt. Es ist zweckmäßig, vor der Erörterung des wissenschaftlichen Programms auf den Plan selbst näher einzugehen, wozu die neue Veröffentlichung Amundsens zum erstenmal Gelegenheit gibt.

Amundsen ist ein unbeschränkter Verehrer von Ransen und seiner Methode einer Nordpolarexpedition und will die „Fram“ zum zweitenmal im Eis eingeschlossen der Polarstimmung preisgeben. Zunächst handelt es sich für ihn darum, zu prüfen, ob die „Fram“, nachdem fünfzehn Jahre seit ihrer Erbauung vergangen sind, noch imstande ist, eine zweite große Fahrt ins Eismeer auszuhalten. Bekanntlich hatte sich das Schiff bei der Ransenschen Expedition so glänzend bewährt, daß es trotz der gewaltigen Eisbewessungen nicht einmal eine Schramme an seinem Rumpf heimgebracht hat. Seitdem sollte das Schiff in der Ruhezeit bedenklich gelitten haben und unbrauchbar geworden sein, aber nach einer genauen Untersuchung, die sein Erbauer Colin Archer mit Amundsen gemeinsam vorgenommen hat, kann die Stärke der „Fram“ als ungechwächt bezeichnet werden, so daß ihre Wiederbenutzung beschlossene Sache ist.

Der Plan Amundsens ist nun folgender: Anfang 1910 verläßt die „Fram“ mit einer Ausrüstung für sieben Jahre das norwegische Geste, fährt um das Kap Horn herum nach San Francisco, wo Kohlen und Proviant eingenommen werden, und dann weiter nach Point Barrow, dem nördlichsten Punkt des amerikanischen Festlandes unter etwa 156 Grad westlicher Länge. Hier wird die Mannschaft möglichst verringert und dann der Kurs nach nördlicher bis nordwestlicher Richtung fortgesetzt. Es handelt sich darum, die günstigste Stelle im Treibeis zu finden, um möglichst weit gegen Norden vorzudringen. Wenn das Schiff mit neuer Fahrt nicht weiter kommt, wird es dem Einfrieren und dem Treiben des Eises überlassen. Amundsen rechnet damit, daß dies Treiben im Eis vier bis fünf Jahre dauern kann. Während der ganzen Reise sollen meereskundliche Beobachtungen ausgeführt werden. Zu der Theorie, ob sich im Polarmeer noch große unbekannte Ländermassen vorfinden, will sich Amundsen vorläufigerweife nicht äußern, sondern lieber das Ergebnis der eigenen Erfahrung abwarten. Man kann sich freilich dem Gedanken nicht verschließen, daß das Beiseiteschieben dieser Frage noch einen anderen Grund hat, der darin zu suchen ist, daß beim tatsächlichen Vorhandensein einer Landmasse in der Gegend des Nordpols die Expedition, wenn sie nach diesem Land überhaupt gelangt, einem fast sicheren Untergang ausgesetzt sein würde. Diesen Gedanken äußert aber Amundsen selbst nicht und man kann daher auch nicht wissen, in welcher Weise er bei seinen Erwägungen mitwirkt. Die Besonderheiten in dem Plan der zweiten „Fram“-Expedition im Gegensatz zur ersten liegen einmal in der wesentlich anderen Lage des Ausgangspunkts — Ransen von den Kusibirischen Inseln, Amundsen von Point Barrow aus, was einen Längendifferenz von sechzig Graden bedeutet — und zweitens in einer voraussichtlich noch längeren Zeit im Polareis.

Ueber das wissenschaftliche Programm seiner Reise verbreitet sich Amundsen sehr ausführlich, und so plaumäßig und gründlich, daß man sein tiefes Eindringen in die wissenschaftlichen Aufgaben einer Expedition im Polarmeer nur aufs Höchste bewundern kann. Dabei ist noch besonders anzuerkennen, daß er das Hauptgewicht nicht auf die Erzielung eines neuen Rekord nach dem Pol hin, sondern auf die eigentliche Erforschung des Polargebietes, namentlich in meereskundlicher Hinsicht, zu legen gedenkt. Die von ihm ins Auge gefaßten Probleme, die sich also namentlich auf die Erkundung des Polarmeerbeckens richten, lassen sich in ozeanographische, meteorologische und erdmagnetische einteilen. Den leitendsten sind die Nordlichtforschungen anzuschließen. Die ozeanographischen Aufgaben stehen dabei selbstverständlich im Vordergrund. Die größte Ueberraschung, die Ransen von seiner Expedition für die Geographie mitbrachte, war bekanntlich die Ent-

bedeutung, daß das Nordpolargebiet nicht von einem flachen, sondern von einem bis zu 4000 Meter tiefen Meer eingenommen wird. Es wird im Norden des europäischen-asiatischen und des amerikanischen Festlandes von einem flacheren Kontinentalfloß und nach der von Ransen aufgestellten und seitdem immer wahrscheinlicher gewordenen Annahme gegen den Atlantischen Ozean durch einen untermeerischen, vom nordöstlichen Grönland nach Spitzbergen verlaufenden Rücken begrenzt. Es handelt sich zunächst um die Lösung topographischer Fragen mit Bezug auf dieses Meer, dann um Untersuchungen seines Bodens, wozu jetzt sehr viel bessere Hilfsmittel zur Verfügung stehen, als sie Ransen besaß. Durch die neuen Apparate können Proben des Meeresbodens bis zur Tiefe von einigen Metern herausgebracht werden, und man kann durch die Untersuchung der Schichten, aus denen er zusammengesetzt ist, Schlüsse auf die Geschichte des Meeresbodens und damit des Meeres selbst für lange Zeiten der Vergangenheit ziehen. Die Erforschung der Wassermassen des Polarmeeres richtet sich auf die Messungen der Temperatur, des Salzgehalts und der Strömungen. Diese Verhältnisse greifen ineinander, und ihre Erforschung hat eine wissenschaftliche Bedeutung weit über das Polarmeer hinaus. Besonders macht Amundsen auf den mit auffallender Geschwindigkeit vor sich gehenden Wechsel des Salzgehalts aufmerksam, der in jüngster Zeit nachgewiesen und teils durch unterseeische Wellen, teils (wahrscheinlich richtiger) durch Wirbelbewegungen an der Grenze zweier Schichten mit ungleich großer und ungleich gerichteter Strömung erklärt wird. In tieferen Meeresschichten sind die Strömungen überhaupt noch niemals untersucht worden, obgleich sie von größter Bedeutung für die Aufklärung der Wasserbewegungen im Weltmeer sind. Es liegen dort ungelöste Rätsel, zu deren Aufhellung die wissenschaftlichen Methoden in den letzten Jahren wesentlich verbessert worden sind. Hauptsächlich wartet auch der Verlauf der Flußwelle im Atlantischen Ozean mit seiner Fortsetzung im Polarmeer noch einer eigentlichen Aufklärung; ebenso die Frage, welchen Einfluß der Wind auf die Meeresströmungen besitzt. All diese wichtigen Probleme hofft Amundsen vom Polareise aus weit besser studieren zu können, als es von einem im Meerwasser selbst bewegten Schiff möglich ist. Auch die im Meerwasser gelösten Gasarten und die Wechselwirkung zwischen Tieren und Pflanzen des Meeres will er möglichst genau erforschen. Zu meteorologischen Beobachtungen wird eine vollständige Ausrüstung mit den neuesten Instrumenten vorgesehen. Auch für die Nordlichtbeobachtungen haben die wissenschaftlichen Leistungen der letzten Jahre neue Ergebnisse gebracht, die eine Enthüllung des alten Geheimnisses dieses Naturwunders mehr als bisher erhoffen lassen. So geht Amundsen mit einem reichen, umfassenden und von tiefer wissenschaftlicher Einsicht beherrschten Programm an seinen neuen großen Plan heran und man wünscht ihm zunächst aus vollem Herzen, daß er bei den Vorbereitungen auf seine unüberwindlichen Schwierigkeiten stößt. Die Ausführung wird dann mit nicht geringerer Spannung verfolgt werden, als die der untergegangenen Ransenschen Reise.

(Nachdruck verboten.)

Wie man in der Bastille lebte.

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.
(Schluß.)

Erst durch Renneville erfuhr der junge Deutsche, wie es in der Bastille herging. Als er nämlich Renneville gesagt hatte, daß er sehr reich sei, nahm der Franzose die Sache in die Hand. Lind gab das nötige Geld her und Renneville bestellte bei dem Wärtter die besten Sachen zu essen und zu trinken, die man sich wünschen konnte. Und so lebten die beiden herrlich und in Freuden, besonders nachdem Lind auf den Rat Rennevilles dem Pfaffen des Kommandanten der Bastille einen schönen Ring geschenkt hatte. Natürlich ließ sich der Wärtter, der die von Lind und Renneville bestellten guten Sachen herbeischaffte, für alles ungefähr den vierfachen Preis zahlen, aber die Hauptsache war, daß man alles richtig erhielt, was man bestellt hatte. Nur dem Pfaffen des Kommandanten gefiel der Handel nicht: er hätte das Geld lieber selbst verdient und unterjagte dem Wärtter den Zwischenhandel, also daß Renneville ihm selbst das Geschäft übertrug, worauf sie noch besser wie vorher aßen, tranken und — bezahlten.

Eines Tages stieß man einen dritten Gefangenen zu den beiden. Den wegen seines Glaubens verhafteten und seit zwei Jahren in der Bastille sitzenden Protestanten Verthou, dem es nicht so gut ergangen war wie Lind. Renneville sagt: Man konnte ihn nicht ohne Jittern betrachten. Er war ganz in Lumpen. Sein Hut war voll von Löchern und schien niemals schwarz gewesen zu sein. Ein abgerissener Hemdsärmel diente ihm als Halsbinde und war so weich wie die Kammlatte. Sein Rod war aus hundert Fäden zusammengesickt, sein Hemd, schwarz wie seine Strawatte, hing durch hundert Löcher aus seinen Hüfen. In seinen Strümpfen war kein ganzes Stück breiter als ein Daumen. Seine Schuhe hatte er ganz aus Stücken alter Handschuhe zusammengewunden,

und die Sohlen wurden durch Bindfaden festgehalten. Wir luden ihn ein, sich zu uns ans Feuer zu setzen, und er schauur, seit zwei Jahren kein Feuer gesehen zu haben, was uns in großes Erstaunen versetzte, denn ich konnte damals nicht voraussehen, daß ich sieben Jahre lang in der Bastille zubringen müßte, ohne ein anderes Feuer als die Flamme der Kerze zu sehen. Ich reichte ihm zwei kleine Pasteten, die er hinabschlank mit der Bemerkung, es seien gute Kuchen, denn das Fleisch darin hatte er gar nicht geschmeckt. Ebenso verschlang er einen Hühnerflügel, und dazu trank er drei oder vier Gläser Wein mit außerordentlichem Heißhunger. Unseren gedekten Tisch sah er mit der größten Verwunderung, und auf mein Fragen antwortete er, daß er niemals etwas Besseres zum Essen bekommen habe als ein wenig Suppe mit zwei Unzen schlechtem Fleisches darin. Seit zwei Jahren lasse man ihn langsam verhungern, aber er komme jetzt aus einer Zelle, wo noch viel unglücklichere Gefangene säßen, darunter einer, der den Verstand verloren habe. Seit sieben Jahren lebe dieser Wahnsinnige vollständig nackt, und wenn Verthou nicht seinem Genossen zu Hilfe gekommen wäre, hätte auch diesem der Wahnsinn ergriffen, von dem er mitunter schon angefallen worden sei.

Am 7. April, also genau sieben Monate nach seiner Verhaftung, wurde Lind zum ersten Male verhört. Der Polizeipräsident d'Argenson fragte ihn, indem er ihn drückte, wozu er nach Paris gekommen sei. Lind antwortete, um die Medizin zu studieren und die schönste Stadt der Welt zu sehen. d'Argenson erwiderte, er wisse im Gegenteil, daß er von dem König von Polen als Spion hergesandt sei und mit ihm in geheimer Verbindung gestanden habe. Lind antwortete, er habe keine andere Verbindung mit den Feinden des Königs, als die von seiner Geburt geschaffenen. Als geborener Sachse sei er der Untertan des Königs von Polen, der zugleich Kurfürst von Sachsen sei. Aber sein Vater sei reich genug, um ihn ohne Unterstützung des Landesherren auf Reisen schicken zu können. Danach wurde d'Argenson etwas höflicher, hieß ihn niederstehen und fragte ihn über alle die Dinge aus, die man bei seiner Verhaftung in seiner Wohnung gefunden hatte. Es waren das fast lauter Chemikalien und andere Dinge, die mit seiner Profession zusammenhängen, und die Lind alle mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erklärte. Noch mehr erstaunte die Richter, als Lind ihnen sagte, bei seiner Verhaftung habe er kein Wort französisch gesprochen, und er habe es erst im Gefängnis von Renneville gelernt. Zwei Tage später wurde Lind noch einmal vorgelesen, diesmal aber sehr höflich behandelt und sogar zum Frühstück eingeladen. Endlich am 13. Mai wurde Lind entlassen und vor der Bastille von dem Apotheker Charras erwartet, der erst sechs Monate nach seiner Verhaftung erfahren hatte, was aus seinem Pensionär geworden war, und sich dann an die schon erwähnte Herzogin von Orleans, die damalige Veschüperin der Deutschen in Frankreich, gewandt hatte, auf deren Fürsprache dann endlich die Untersuchung des Falles Lind gekommen war.

Aus den Erlebnissen Rennevilles selbst und seiner andern Genossen sieht man, daß der Fall Lind durchaus typisch war. Die Leute wurden fast immer unter einem falschen Vorwande aus dem Vette geholt und erfuhren erst viele Monate später oder überhaupt niemals, warum man sie verhaftet hatte. Manche saßen viele Jahre in der Bastille und wurden nie einem Richter vorgeführt.

Dies, sowie daß die Reichen herrlich und in Freuden, die Armen höchst elend lebten, unterscheidet die Bastille von einem modernen Gefängnis. Indessen darf man doch nicht glauben, es gebe jetzt gar nichts deraartiges mehr. Ganz kürzlich wieder sind unter der Regierung des einstigen Freiheitsapostels Clemenceau einige zwölf Arbeiterführer verhaftet und über drei Monate lang gefangen gehalten worden, ohne daß ihnen jemals eine Anklageakte vorgelegt worden wäre. Und außer der sozialistischen Presse kimmerte sich keine französische Zeitung darum. Herr Clemenceau hätte ganz gut die Untersuchungshaft noch länger ausdehnen können, wenn auch nicht so lange, wie sie sein Vorgänger Ludwig XIV. dauern lassen konnte. Jedenfalls steht es auch heute noch, trotz der Zerstörung der Bastille, in der Nacht des französischen Staatsoberhauptes, mißliebige oder verdächtige Menschen ohne weiteres einlochen und ein paar Monate sitzen zu lassen. Und genau wie unser Landsmann Lind vor 200 Jahren als vermeintlicher Spion verhaftet wurde, so geht es heute noch alle drei Monate irgend einem Deutschen, den man als Spion einlockt, um ihn nachher, wenn seine Unschuld sich herausgestellt hat, per Schuß an die Grenze zu bringen. Was die Ausländer anlangt, so hat sich kaum etwas geändert außer der Länge der Haft, und was die Franzosen selbst angeht, so sitzt man sie zwar nicht mehr ein, weil sie Protestanten sind oder dem Staatsoberhauptes übles nachgesagt haben, aber den wirklichen Sozialdemokraten — nicht den sogenannten radikalen Sozialisten, zu denen ja auch Herr Clemenceau gehört —, und ganz besonders den Antimilitaristen, geht es heute nur wenig besser in Frankreich als den Protestanten unter Ludwig XIV. Lessing verwahrte sich einst dagegen, daß man den Papst abgeschafft habe, um nun aus jedem Pastor einen kleinen Papst zu machen. Nicht ganz so, aber doch so ähnlich ist es in Frankreich geworden, wo man die eine große Bastille zerstört und tausend kleine Bastillen an ihre Stelle gesetzt hat.